

Ansprache der Preisträgerin Dr. Marion Gräfin Dönhoff

Publizistin und Mitherausgeberin der ZEIT

Meine Damen und Herren!

Dieser Preis ist für mich eine große Ehre und eine ganz große Freude, denn die Aufgaben und Ziele, die Ihre Stiftung nennt, sind auch für mich die wichtigsten. Einen ganz besonderen Dank möchte ich dem Laudator abstaten: Dass er bei allen seinen Aktivitäten, bei den vielen Reisen quer durch und rund um die Welt, sich die Zeit dafür genommen hat, finde ich ganz ungewöhnlich rührend. Ich bedanke mich.

Vielleicht würde ich gerne an dieser Stelle eine ganz kleine Einschaltung, an die ich gar nie gedacht habe, machen, weil sie eine Ergänzung darstellt und ganz witzig ist.

Dass ich hier sitze und übrig geblieben bin und nicht mit den zweitausend anderen Leuten hingerichtet worden bin, Widersachern, das lag an einem ganz komischen Zufall: Und zwar daran, dass das Auto mit zwei Gestapisten, die von Königsberg zu meinem etwa 100 km entfernten Wohnort fahren, kaputt gegangen war. Im Krieg gingen immerfort die Autos kaputt und die Reserveteile fehlten. Und sie riefen den Ortsgruppenleiter meines Ortes an, der gleichzeitig unser Forstmeister war. Mit ihm hatte ich Abends eine Verabredung, um gewisse Sachen zu bereden. Der rief mich plötzlich an und sagte: „Eben hat mich die Gestapo angerufen, ich weiß gar nicht, was die hier wollen. Und ich muss die abholen.“ Da ist er mit dem Pferdewagen 40 km hin, 40 km zurück. Das hat natürlich sehr lang gedauert. Und wie sie dann ankamen, haben sie erst einmal gegessen und getrunken und dann war es Mitternacht. Und bei diesen Gesprächen hatte der Forstmeister offenbar sehr nett über mich referiert und sehr kritisch über einen Onkel, der am selben Ort wohnte und der mich angezeigt hatte. Und nachdem es nun so spät war, sagten die Leute, die ganze Geschichte käme ihnen sehr komisch vor; dann bleiben wir eben hier und vernehmen mal am nächsten Tag die Leute auf dem Hof. Dann haben sie den Inspektor gefragt und alle möglichen Leute. Zuletzt kamen sie zu dem lieben alten Kutscher, ein naiver, braver, treuer Mensch.

Und der sagte: „Der Graf“, also der Onkel, der wohnte am selben Ort, „hat mir ja gesagt, wenn Sie mich fragen, dann soll ich sagen, ich hätte immer die Herren“ - das war am 21. Juli - „die heute in der Zeitung standen, vom Bahnhof zur Komtess gefahren“. „Aber“, so fügte er hinzu, „wie kann ich denn das sagen, die Herren stellen sich mir ja nicht vor“. Und das kam sogar den Gestapisten doch recht merkwürdig vor, diese Zeugenbeeinflussung. Also nahmen sie mich mit zur Vernehmung, wir fuhren nach Königsberg, und offenbar hatten sie ihrem Chef der Gestapo ein bisschen erzählt, wie merkwürdig das eigentlich alles ist. Dass der Onkel, der der Duzfreund des Gauleiters ist, kritisiert wird und die angebliche Widersacherin gelobt wird. Und er war gleich ziemlich freundlich - ich fand ihn eigentlich ganz nett. Wir haben eine Stunde oder zwei geredet, und ich wurde vernommen. Und gerade hatte ich in meinem Hinterhirn sozusagen Bilanz gemacht und mir gesagt, es ist eigentlich gut gegangen; es könnte sein, dass ich noch einmal davonkomme. Im selben Moment sagte er: „Wann haben Sie denn Graf Schulenburg zuletzt gesehen?“ Und darauf sagte ich: „Schulenburg habe ich in Berlin“, und betonte Berlin, „zuletzt vor ungefähr einem Jahr gesehen“. Aber ich sah an seinen Augen, das hatte ich nicht gut gemacht. Und darum sagte ich sofort: „Wissen Sie, ich will Ihnen was sagen, ich habe eben nicht die Wahrheit gesagt. Aber ich dachte, wenn ich Ihnen sage, dass er vor einer Woche hier war, dass Sie dann Ihren Verdacht bestätigt sehen und das fand ich unnütz.“ Das gefiel ihm, den Eindruck hatte ich. Und ich wurde dann noch eine Stunde weiter vernommen und am Schluss muss man ja immer unterschreiben und da sagte er: „Wollen Sie noch etwas hinzufügen?“ Und ich war damals politisch noch nicht so furchtbar erfahren und daher fragte ich also meinen Widersacher um Rat und sagte: „Ja, was meinen Sie denn zum Beispiel?“ Und da sagte er: „Was über Ihren Onkel.“ Und da ging mir dann ein Licht auf und ich sagte: „Ja also, ich halte das für einen Akt persönlicher Rache, weil meine Familie mit seiner Familie durch drei Instanzen prozessiert hatte, und immer hat er verloren.“ Und das gefiel ihm sehr und da sagte er: „Nun fahren Sie mal nach Hause, und wenn wir Sie brauchen, dann holen wir Sie.“ Also diese Sonderbehandlung, die ich verglichen mit anderen zweitausend Leuten hatte, die verdankte ich dem Zufall des kaputtgegangenen Autos. Aber eigentlich wollte ich das gar nicht erzählen, nur weil es sich an Helmut Schmidts Bemerkung anschließt, dachte ich, es ist ganz komisch.....eigentlich.

Meine Damen und Herren, vor 1000 Jahren wurde Bischof Ulrich heilig gesprochen. Für jemand, der gerade aus dem fernen Norden Deutschlands

kommt, wo das 300-jährige Bestehen Preußens gefeiert wurde, ist das eine ganz phantastische Vorstellung, 1000 Jahre christlicher Ordnung.

Die St.-Ulrichs-Stiftung hat sich zum Ziel gesetzt, Zitat: „die Einheit Europas in christlich-abendländischer Tradition und im Geiste des heiligen Ulrich zu fördern“.

In der Tat, denke ich, sollten diese beiden Aufgaben für unsere Zeit wichtige Ziele sein; allerdings weiß ich nicht, ob ich das „christlich-abendländisch“ nennen würde, weil da ein bisschen so ein Sonderweg mitschwingt, sondern ich empfinde eigentlich eher die Notwendigkeit eines ethischen Fundaments, denn nur auf diese Weise könnte Europa wieder zu dem werden, was es einmal war...

Der Begriff Europa hat zu allen Zeiten verschiedene Inhalte gehabt, je nach den philosophischen Konzeptionen und den gesellschaftspolitischen Vorstellungen der jeweiligen Epoche. Im 18. Jahrhundert, auch noch während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, war Europa ein gemeinsamer geistiger Raum. Es war die unbestrittene Mitte der Welt. Jeder, der am geistigen Leben teilnahm, kannte das gemeinsame Kulturgut, alle lasen die gleichen Bücher und philosophischen Schriften. Der deutschsprachige Raum war damals sozusagen das intellektuelle Laboratorium Europas.

Natürlich stand Goethe mit allen wichtigen Geistern seiner Zeit in Verbindung, selbstverständlich kannte Leibniz alle Wissenschaftler Europas. Wilhelm von Humboldt, der Erneuerer der Bildungs- und Universitätenwelt, war überall in Europa zuhause. Immer wieder berichtete er von wichtigen Begegnungen in Berlin, Rom, Paris.... Er traf Chateaubriand, Madame de Staël, Metternich, Rauch.... Es ist erstaunlich, wie beweglich sie alle waren, auch ohne Flugzeug, ohne Auto und ohne Eisenbahn.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts trat dann das Philosophisch-Künstlerische in den Hintergrund, und alles Interesse richtete sich auf Wissenschaft und Technik: die Dampflokomotive wurde erfunden, die elektrische Glühbirne, das Telefon. In unserem Jahrhundert steht dann neben der Technik das Materielle und Kommerzielle so im Vordergrund, dass das Humane ins Hintertreffen geraten ist. Die Marktwirtschaft ist heute für viele eine Art säkularisierte Heilsbotschaft.

Die Stiftung hat also zwei Ziele: Europäisierung und Christianisierung, oder allgemeiner gesagt, die Wiederentdeckung von Religion und moralischen Grenzen, denn ohne metaphysische Verwurzelung, das haben wir vorhin

gehört, kann eine Gesellschaft nicht überleben. Sie braucht Bindungen, Normen und Spielregeln, sonst bricht sie auseinander.

Die ausschließliche Diesseitigkeit, die den Menschen von seinen metaphysischen Quellen abschneidet, der totale Positivismus, der sich nur mit der Oberfläche der Dinge beschäftigt und jede Tiefendimension vergessen lässt, als einzige Sinnggebung reicht für den Menschen einfach nicht aus.

Die Europäisierung ist nach Überwindung vieler Hindernisse verhältnismäßig mühsam, aber stetig gewachsen. Aus der Montanunion von 1951 mit sechs Staaten ist eine Gemeinschaft von inzwischen 15 Staaten geworden. Für die meisten Reisen in Europa braucht man heute kein Visum mehr. Ich war sehr verwundert, wie ich vor 14 Tagen nach Polen fuhr und kein Visum brauchte. Und in Kürze, in den nächsten Monaten, werden wir alle dieselbe Währung in der Tasche haben. Das wird dann eine ungemeine Veränderung der Realitäten abgeben.

Viel schwieriger wird es sein, das zweite Ziel zu erreichen. Man kann nur hoffen, dass Europa irgendwann zu seiner ursprünglichen Rolle zurückfindet und wieder dafür sorgt, dass eine philosophische Dimension in die politische Diskussion und in die Vorstellungen, die unsere Welt prägen, Eingang findet. Mit anderen Worten: dass die Fragen nach dem Sinn von Arbeit und Produktion, nach den Grenzen der Macht, dem Wesen des Fortschritts und dem Zuschnitt der Gesellschaft neu gestellt und ernsthaft diskutiert werden.

In unseren Tagen hat es nur eine Gruppe gegeben, die sich mit allen Konsequenzen für das eingesetzt hat, was die St.-Ulrichs-Stiftung als ihr Ziel herausstellt: das waren die Männer vom 20. Juli 1944.

Ich hatte 1945, gleich nach Kriegsende, einen Bericht, ein „In Memoriam“, für die Hinterbliebenen geschrieben, weil ich meinte, dass bei der strengen Geheimhaltung, die im Kreise der Verschwörer geübt werden musste, in einigen Familien vielleicht nicht bekannt sei, was ihre immer wieder als Verräter verleumdeten Angehörigen wirklich getan haben. Die Schrift - sie war die erste, die in deutscher Sprache zum Thema 20. Juli erschien - wurde damals in 300 Exemplaren als Privatdruck gedruckt.

Ich möchte daraus zitieren, weil dieser Bericht noch ganz aus dem unmittelbaren, persönlichen Erleben geschrieben ist.

„Die unerbittliche Forderung jener Männer war: Die geistige Wandlung des Menschen, die Absage an den Materialismus und die Überwindung des Nihilismus als Lebensform. Der Mensch sollte wieder hineingestellt werden

in eine Welt christlicher Ordnung, die im Metaphysischen ihre Wurzeln hat; er sollte wieder atmen können in der ganzen Weite des Raumes, die zwischen Himmel und Erde liegt; er sollte befreit werden von der Enge einer Welt, die sich selbst verabsolutiert, weil Blut, Rasse und das Kausalitätsgesetz ihre letzten Weisheiten waren."

Genau dies erstrebt auch, soweit ich es verstanden habe, die St.-Ulrichs-Stiftung. So wünsche ich Ihnen Glück und Gelingen Ihrer segensreichen Tätigkeit und darf noch einmal sehr danken.